Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 40 (1946)
Heft: 23

Artikel: Die Todesfahrt der Inkomati [Fortsetzung]
Autor: Henking, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926051

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bedenke aber: Schon ein kleiner Güterzug leistet soviel wie 20 000 Träger. Im gebirgigen Nordwesten (Marokko und Algier) dienen Maulesel und Pferde als Last- und Reittiere. Ebenso in den Bergen Abessiniens.

In neuerer Zeit werden die Kamele und Ochsenkarren nach und nach durch die billigeren, zuverlässigeren und schnelleren Autos verdrängt. Und für den Personen- und Postverkehr wird der großen Strecken wegen immer mehr das Flugzeug benützt. Infolgedessen hat sich manches verändert. Afrika ist nicht mehr der dunkle unbekannte Erdteil von einst. Große Flächen, noch vor wenig Jahren mit Busch und Gras bedeckt, werden jetzt bebaut. Handel und Verkehr leben mächtig auf. So bezieht zum Beispiel die Schweiz aus Afrika steigende Mengen Wolle, Baumwolle, Erdnußöl (Arachidöl), Kakao, Südfrüchte, Kupfer und Palmöl (zur Herstellung von Seifen, Kerzen und Schmierölen).

Die Todesfahrt der Inkomati (Fortsetzung)

3. Auf dem Wasser treibend.

Gegen Abend kommt plötzlich Leben in die Bootsinsassen. Die Köpfe recken sich. Man sieht zwei Punkte am Himmel sich bewegen. Zwei Flieger ziehen ihre Kreise. Wie Raubvögel, die nach Wild ausspähen. Sie umkreisen die Stelle, wo unsere Inkomati unterging. Uns scheinen sie nicht zu sehen. Werden sie wieder zurückfliegen, ohne uns zu entdecken? Mit großer Spannung verfolgen wir die beiden Flieger.

Der Kapitän läßt rote Ballons aufsteigen. Sie erinnern mich an die kleinen Ballons, die wir als Kinder auf dem Jahrmarkt kauften. Wie oft riß sie uns der Wind aus den Händen! Und dann stiegen sie hoch, bis sie schließlich platzten. Unsere Schiffsballons sind etwas größer und werden an Schnüren gehalten. Im Winde baumeln sie hin und her.

Nun werden die beiden Flieger größer und kommen näher. Aber noch immer kreisen und suchen sie. Sie haben uns noch nicht entdeckt. Endlich fliegen sie in gerader Richtung auf uns zu. Ueber jedem Boot beschreiben sie einen Kreis. Sie zeigen uns damit, daß sie uns gefunden haben. Der Kapitän gibt ihnen mit seiner Taschenlampe Signale (Zeichen).

Ein Fallschirm löst sich von einem der Flugzeuge. Daran hängt ein Paket, das langsam aufs Meer niederschwebt. Eines der Boote fischt das Paket auf. Es ist ein Radioapparat darin. Leider kann der Telegraphist nur eine einzige Sendung weitergeben. Dann funktioniert der Apparat nicht mehr. Er hat zu viel Wasser bekommen. Die beiden Flugzeuge fliegen Richtung Küste weiter, um uns anzumelden.

Nun erst hören wir, daß der Radiotelegraphist noch von der Inkomati aus hatte einen SOS-Ruf absenden können. Er hatte auch noch Antwort erhalten, daß Hilfe kommen werde. Unter Lebensgefahr hatte er die letzten Nachrichten ausgegeben und als letzter das Schiff verlassen. Ihm haben wir die Hilfe zu verdanken. Ohne seine Pflichttreue wären keine Flieger gekommen, um die Rettung in die Wege zu leiten. Er aber erklärt in großer Bescheidenheit nochmals: «It's not me, it's the Lord who saved you.» Nun wissen wir, daß man an Land unsere Not kennt und uns retten will. Das tröstet alle.

Die Nacht bricht herein. Die Zeit verstreicht noch langsamer als am Tag. Alles sieht düsterer aus. Die Wellen scheinen höher und gefährlicher zu sein. Der Himmel bedeckt sich. Es fängt an zu regnen, hört aber bald wieder auf. Später bricht der Mond durch die Wolken. Die Boote geben einander Lichtzeichen. Es ist nötig, daß alle so nahe als möglich beieinander bleiben.

Gegen Morgen wird es empfindlich kühl. Wir haben leider in der Eile unsere Oelanzüge auf dem Schiff liegen lassen. Meine Frau ist in ihrem Nachtanzug mit einem Beinkleid darüber. Ein Passagier überläßt ihr seine Oeljacke. Ich bin barfuß, in einer Pyjamahose[1]. Darüber trage ich noch eine andere Hose und einen Badmantel.

An Schlaf ist nicht zu denken. Es ist kein Platz, wo man sich hinlegen könnte. Nicht einmal nach hinten an die Bootswand lehnen kann ich, um etwas einzunicken. Gerade über mir hangen die Taue der Segel. Sobald ich zurücklehne, schlagen ihre baumelnden Enden gegen meinen Kopf.

In der schlaflosen Nacht habe ich viel Zeit zum Nachdenken. Es ging alles so schnell. Sind wohl alle gerettet? Ich hatte beim Vorbeifahren an den andern Booten Ausschau nach unsern Bekannten gehalten. Einige bekannte Gesichter hatte ich gesehen, andere aber nicht gefunden. Sind sie nicht unter den Geretteten? Sind sie mit der Inkomati in die Tiefe gesunken? Oder hat der Schrecken ihre Gesichter so entstellt, daß ich sie nicht wieder erkannte?

Wie verschieden sind doch die Menschen, die jetzt vor und um mich sitzen! Die indischen Diener haben sich einen Liegeplatz gesichert und schlummern süß, in wollene Decken gehüllt. Ich denke: «Die sind noch die Gescheitesten. Die haben sich für die Bootsreise warme Decken mitgenommen.» Erst später erfahre ich, daß die Decken zum Schiff gehören und für die Passagiere bestimmt sind. Aber die Inder haben die Decken einfach für sich genommen und die besten Plätze besetzt.

[1] Pyjama (sprich: Pidschama) = Nachtanzug, Schlafkleid, bestehend aus Hose und Jacke.

Dort im Vorderteil sitzt ein bleicher Engländer mit starren Augen. Er trägt den Arm in der Schlinge. Beim Einbooten ist er verwundet worden. Aber keine Klage kommt über seine Lippen. Da sitzt eine Französin mit ihrem Manne, einem Griechen. Man sagt, sie hätte für 20 000 Franken Schmuck mitgenommen. Und doch war es verboten, viel Schmuck mitzunehmen. Bei jedem Essen hatte sie andern Schmuck getragen. Nun ist alles verloren. Sie scheint deswegen sehr unglücklich zu sein.

In der Nähe sitzt eine freundliche ältere Dame mit grauem Haar. Sie hat zum erstenmal eine Seereise mitgemacht, um als Wärterin dem Vaterland zu dienen. Jeden Morgen hat sie die weiblichen Passagiere aufgesucht und sich um ihr Wohl bekümmert. Jedermann muß die fröhliche Alte gern haben. Nun ist sie eine Schiffbrüchige wie wir. Die Seekrankheit setzt ihr hart zu. Immer wieder muß sie zum Schäufelchen greifen. Aber es will nichts mehr aus ihrem Magen kommen, so sehr sie auch den Mund aufsperrt. Nur etwas bittere Galle bringt sie noch heraus.

Neben der guten Alten sitzt meine liebe Frau. Seit anderthalb Jahren leidet sie unter Nervenschmerzen im Rücken. Vor allem kann sie das lange Sitzen nicht ertragen. Und nun muß sie dreißig Stunden lang auf harten Ruderstangen sitzen. Liegen kann sie nicht, weil der Platz fehlt. Was wird sie ausstehen? Ich kann nicht mit ihr reden, weil ich zu weit weg bin. Sie erzählte mir später, daß sie wunderbarerweise während der ganzen Bootsfahrt nie unter Nervenschmerzen gelitten habe.

Da liegt ein älterer Bauführer aus der Schweiz. Er hat manches Gebäude an der Goldküste erstellt. Nach einem ununterbrochenen Aufenthalt von neun Jahren hat er Erholung in Südafrika suchen wollen. Das Erlebnis mit der Inkomati hat ihn sehr mitgenommen. Er liegt da wie ein Toter. Ein Jahr später ist er in Akra (Westafrika) gestorben.

Gleich neben mir ist ein Schiffsjunge, der kaum mehr als sechzehn Jahre zählt. Vielleicht ist es seine erste Seereise. Er pumpt tagsüber Wasser aus dem Boot. Jetzt hat er sich hingelegt und schläft süß. In seiner Nähe schläft auch ein junger Schweizer Kaufmann. Die Jugend braucht Schlaf. Das Alter kann es mit weniger machen.

Und da liegt noch ein junger Mann mit seiner jungen Frau an der Seite. Sie hat nur ein kleines Täschchen gerettet. Das scheint ihr höchster Besitz zu sein. Beim Morgengrauen öffnet sie es. Ein Spiegelchen und ein Lippenstift sind darin. Auch hier im Rettungsboot vergißt sie nicht, ihre Lippen für den neuen Tag rot zu färben. Sie scheint glücklich zu sein, daß ihr wenigstens dieses Vergnügen geblieben.

Hinten im Boot sitzen der Kapitän und der Steuermann. Sie bedienen bei Tag und bei Nacht abwechselnd das Steuerruder, um den rechten Kurs innezuhalten. Der Kapitän trägt einen dicken gefütterten Seemannskittel ohne jedes Abzeichen. Er möchte unerkannt bleiben, weil die Feinde die Kapitäne oft wegholen und erschießen. Am Morgen sieht er, daß ich in meinen leichten Kleidern friere. Er zieht sein wollenes Hemd aus, wäscht es im Meerwasser und hängt es zum Trocknen auf. Nachher gibt er es mir, damit ich besser gegen die Kälte geschützt sei. Er ist nicht nur um sein Boot, sondern auch um seine Fahrgäste besorgt.

Wie sehr vermißt man in einer solchen schlaflosen Nacht die Uhr! Ich fange an, die Atemzüge zu zählen, um das Vorrücken der Stunden festzustellen. Am Mond erkenne ich, daß die Nacht endlich zu Ende geht. Er sinkt dem Meere zu, wird blässer und der Himmel heller. Die Dämmerung bricht an.

«Ein Schiff!» ruft jemand. Nein, es ist nur ein Nebelstreifen. Wieder glaubt jemand ein Schiff zu sehen. Aber auch er täuscht sich. Es ist nur eine ferne Welle, die wieder versinkt. Die klaren, ruhigen Augen des Kapitäns täuschen sich nicht. Er hat nichts gesagt. Vielleicht hat er schon längst ausgerechnet, bis wann ein Schiff da sein kann.

In den Tropen ist die Dämmerung bald vorüber. Die ersten Sonnenstrahlen glänzen auf den weißen Wellenkämmen. Wie froh sind alle, daß es wieder Tag ist und wir wieder in die Ferne blicken können. Von den andern Booten sind noch drei zu sehen, zwei hinten und eines weit vorn. Die Abstände haben sich in der Nacht vergrößert. Doch den Kurs haben alle beibehalten. Die drei übrigen Boote sind überhaupt nicht mehr zu sehen.

Immer wieder blicken wir in die Ferne. Wir schauen aus nach dem Schiff, das uns aufnehmen soll. Immer wieder glaubt jemand etwas zu sehen. Aber jedesmal ist es eine Täuschung. Die Sonne steigt. Es wird wieder heiß. Der Durst wird größer. Es wird Mittag. Noch ist nichts zu sehen von einem rettenden Schiff. Und so treiben wir einen dritten halben Tag dahin.

(Fortsetzung folgt)

Der kleine Friedensbote

Es war ein heißer Sommernachmittag. Da saßen der Bäckermeister Reber und seine Frau im Gartenhäuschen. Darin war es kühl, denn die wilden Reben, welche außen das Gartenhäuschen ganz umsponnen hatten, spendeten Schatten. Der Tisch war festlich gedeckt mit einem schönen farbigen Tuch. Darauf standen fünf feine Tassen, silberne Löffelchen glänzten daneben und in der Mitte stand ein großer, dunkel-